

Respiritualisierung

Michael Max, Neumarkt am Wallersee

Ist von der vielzitierten Wiederkehr der Religion bzw. des Religiösen auch innerhalb kirchlicher Handlungsfelder etwas spürbar, und wenn ja, welche Herausforderungen ergeben sich daraus? Wer dieser Frage nachgeht, muss sich, egal in welchem kirchlichen Arbeitsfeld er oder sie tätig ist, der Tatsache bewusst sein, dass der Blick auf den Zustand der Religion heute immer nur eine Momentaufnahme sein kann. Ein Moment in einem langen Strom, im Laufe dessen es stets Entwicklung gab. Die Abnahme an Religiosität und kirchlicher Struktur heute wird gemessen an einem Höchststand, von dem bezweifelt werden muss, ob es ihn so für andere Generationen in der Vergangenheit auch tatsächlich gegeben hatte. Der Blick auf Statistiken weist für die letzten 40 Jahren deutliche Rückgänge auf. Ein Beispiel dafür sind der Kirchenbesuch oder die Beteiligung an den Pfarrgemeinderatswahlen. All das lässt sich statistisch messen. Aber es ist statistisch wesentlich schwieriger darzustellen, wie sich die Qualität kirchlichen Lebens entwickelte: Pfarrgemeinderäte, die bereit sind, aktiv mitzugestalten und Verantwortung für die Entwicklung einer Gemeinde zu übernehmen; Gottesdienste, die immer öfter qualitativ gestaltet werden; Veränderungen in den Pfarrstrukturen, die nicht nur Sorge und Resignation verbreiten, sondern auch als Herausforderungen angenommen werden.

Es gibt Stimmen, die einen Niedergang der Volkskirche diagnostizieren und nun seit mehr als 30 Jahren ihren Schwanengesang singen. Es gibt aber auch Blickwinkel, welche die Volkskirche in einem Prozess der Veränderung und Weiterentwicklung wahrnehmen. Warum sollte sie sich auch nicht verändern? Die Annahme, volksskirchliche Strukturen müssten für alle Zeiten in Stein gemeißelt sein, lässt sich durch nichts aus der Kirchengeschichte belegen.

Die so genannte Wiederkehr der Religion ist auf der Ebene pfarrlicher Arbeit also vor diesem Hintergrund zu sehen. Ich möchte daher eine Annäherung versuchen, die jenseits von Statistiken sich mit den Wünschen beschäftigt, die einem heute in der pastoralen Arbeit in einer Pfarrgemeinde so stark begegnen, dass sie als deutliche Hinweise für die Richtung der Entwicklung der Religiosität gesehen werden können.

Wunsch nach Kontinuität

Was unserer Generation Beständigkeit verleiht, soll auch der kommenden ein festes Fundament sein. Dies gilt umso mehr, als die postmoderne Gesellschaft offensichtlich nicht in der Lage ist, Bleibendes zu schaffen, das mehrere Generationen verbindet. Die Kirche und ihre Repräsentanten sollen dabei helfen, solches sicherzustellen. Charakterisiert wird dieser Wunsch durch ein Festhalten an Traditionen und durch den Versuch, alte Bräuche wieder neu zu beleben. Es werden Strategien gesucht, die nächste Generation für die Bräuche und Traditionen zu interessieren. Dazu gehört auch die Frage, warum denn manches so geworden ist, wie es sich derzeit darstellt. Kontinuität bedeutet nicht nur ein Verharren im Gestern, sondern möchte auch im Hinterfragen und Bescheidwissen Wert-volles weitergeben und Wege dafür in das Heute finden.

Wunsch nach Deutung

Weil Kirche und Gesellschaft nicht mehr länger deckungsgleiche Größen sind, müssen frühere Selbstverständlichkeiten neu in den Zusammenhang eines post-modernen Lebens gebracht werden. Sie einfach aufzugeben oder als überholt über Bord zu werfen, greift zu kurz, da sich glaubwürdige Alternativen an Identitätsstiftung nicht unbedingt aufdrängen.

Auf dem Feld der Deutungsangebote findet sich Kirche heute natürlich einer großen Zahl an Alternativen gegenüber. Doch viele davon wurden im Laufe der Zeit als letztlich oberflächlich und manipulativ durchschaut. Es hängt viel davon ab, alte Symbole und Ausdrucksformen aus der gewachsenen christlichen Kultur in die Sprache der Menschen von heute zu übertragen. Aber wo dies gelingt, lässt sich feststellen, dass die christlichen Antworten auf die Lebensfragen der Menschheit als durchaus glaubwürdig angesehen werden.

Wunsch nach Kompetenz

Die Fähigkeit zu vernetzen ist gefragt. Vernetzung von Wissen genauso wie die Vernetzung von Menschen. Von solcher Vernetzung wird erwartet, dass sie ein neues Ganzes hervorbringt, das in einer Welt, in der alles scheinbar gleich-gültig geworden ist, fehlt. Vernetzung ist dabei der Gegenentwurf zu fundamentalistischem Vereinfachen und verlangt so inhaltliche und menschliche Kompetenz. Das wird der Kirche heute durchaus immer noch zugetraut. Bei aller Veränderung volksgemeinlicher Strukturen und bei aller alternativlosen Trennung von Kirche und Staat finden die vier Bereiche der Gesellschaft, repräsentiert durch ihre klassischen Vertreter Bürgermeister, Lehrer, Doktor und eben auch Pfarrer im-

mer wieder zueinander, wenn es um Vernetzung zum Wohle des Gemeinsamen geht.

Wunsch nach Profil

Deutung und Organisation wollen sich nicht nur im Diesseitigen erschöpfen. In alldem muss etwas anwesend sein von der Dimension, die sich darüber erhebt und in der Freude und Hoffnung, Trauer und Angst noch einmal anders zu Hause sind. Eine Dimension, die nicht dort gefunden werden will, wo ohnehin schon die ganze Welt ein- und ausgeht, eine Dimension, die den Kontrast braucht, um sich erschließen zu lassen. Das Leben dieses Kontrastes bedarf eines Profils, das sich nicht nur am Hier und Heute schärft, sondern an einer größeren, objektiveren Wirklichkeit. Kirchlichkeit ist dabei eine durchaus gefragte Einstellung, wenn sie sich nicht im gebetsmühlenartigen Wiederholen scheinbar unhinterfragbarer Einstellungen ergeht, sondern gerade im geduldigen Sich-fragen-Lassen und Antworten-Suchen einen bleibenden wahren Kern von Welt und Mensch aufzeigen kann.

Was es dafür braucht

1. Ausbildung: Frauen und Männer, die sich heute im kirchlichen Bereich engagieren wollen, brauchen ein hohes Maß an Ausbildung. Das Wissen allein um einen oder eine, die schon Bescheid wissen werden, ist den allermeisten Menschen in den Pfarren zu wenig geworden. Dieses „Bescheid-Wissen“ in unterschiedlichen Fragen, das richtige Gespür für Menschen und Situationen, die kluge Unterscheidung zwischen Antwort-Geben, schweigendem Mittragen und einem authentischen Zeugnis will auch erlebt sein. Dies verlangt eine intensive und ausgewogene Schulung von menschlichen, spirituellen und theologischen Kompetenzen. Ein Umstand, der nicht nur für hauptamtlich in der Kirche Arbeitende gilt, sondern in abgestuftem Maß auch für die, die sich ehrenamtlich einbringen. Gerade auf die Zukunft eines Umbruchs in den pfarrlichen Strukturen zu größeren pastoralen Einheiten hin, wird es eminent wichtig werden, genügend Ressourcen für die Aus- und Weiterbildung Haupt- und Ehrenamtlicher zur Verfügung zu stellen.

2. Andockstellen anbieten: Die einfache Suche nach Antworten und Informationen zu gewissen Sachverhalten, genau so wie das Zur-Sprache-Bringen der Sehnsucht nach Deutung gewisser Lebensmuster, sind heute nicht mehr auf die konventionelle Form eines seelsorglichen Gespräches beschränkt. Sie können der kirchlichen Mitarbeiterin fast überall begegnen. In der Warteschlange vor der Kassa beim Einkauf genauso wie beim Arztbesuch, in der Umkleidekabine

sportlicher Stätten genauso wie am Stammtisch. Diesem Trend entsprechend gilt es Andockstellen anzubieten und in den vielfältigen Möglichkeiten auch präsent zu sein. Frauen und Männer gilt es zu befähigen, nicht nur lexikalisches Wissen weiterzugeben, sondern als Menschen Rede und Antwort zu stehen, die einfach menschlich etwas von ihrer Überzeugung zum Ausdruck bringen können, woher sie kommen und wohin sie gehen.

3. *Verwurzelt sein in der großen Tradition*: Dieses Stehen zu einem Woher und einem Wohin wird nicht als einengend oder penetrant empfunden, wenn es die große Tradition durchscheinen lässt, in der sich die angefragte Person zuhause weiß. Gerade dieses Daheim-Sein des Gegenübers macht sie interessant als Gesprächspartnerin für Menschen mit dem Wunsch nach Deutung und Profil. Menschen, die Traditionen haben, in denen sie sich zuhause wissen, können gastfreundlich sein und so tatsächlich „Rast geben auf dem Weg zum Heil“. Das Rad der kirchlichen Tradition muss nicht in jeder Begegnung neu erfunden werden. In diesem Sinn ist es durchaus als eine positive Tendenz zu werten, wenn die Zeit ideologischer Grabenkämpfe im Bejahen bzw. im Verneinen kirchlicher Konventionen vorbei zu sein scheint. Die Beheimatung in solchen Strukturen darf aber auch nicht zum Biedermeier werden, in dem die eigene Wohnung deshalb wohl bestellt ist, weil man vor der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Wirklichkeiten eher den Schwanz einzieht als unter Beweis stellen möchte, dass gerade in der Kirche daheim zu sein eben auch bedeutet, in der Welt mit all ihren Fragwürdigkeiten Heimat anbieten zu können.

Schluss

Ob in den vier Wünschen eine neue Sehnsucht nach Religion gemäß den strengen Regeln der Religionssoziologie deutlich wird, wage ich nicht zu beurteilen. Es bleibt abzuwarten, ob die angedachten Notwendigkeiten tatsächlich die Gebote der Stunde zum Ausdruck bringen, einer solchen Religiosität auf der Suche nach Qualität entgegen zu kommen. Ich persönlich erlebe die gegenwärtige Situation in meiner eigenen wie auch in vielen Pfarrgemeinden eher als eine Zeit des Durchgangs, in der man verstärkt merkt, dass lebendige christliche Gemeinschaften tatsächlich unserer Gesellschaft etwas zu bieten haben, was diese nicht einfach ignorieren kann und ihr daher fehlen würde. Fest steht, dass die oben aufgezählten Wünsche präsent sind und in vielen Pfarreien das kirchliche Gemeindeleben prägen. In ihnen lebt die Religiosität vieler Frauen und Männer von heute, die Fragen stellen und versuchen, Antworten zu finden, die dem Leben etwas Ganzes verheißen, das nicht allein in dieser Welt sein Auslangen finden muss.

Dr. Michael Max ist Stadtpfarrer in Neumarkt am Wallersee.